



Nick Kratzer

Industriesoziologie als Überforderung und Perspektive

Statement zur Tagung:

Perspektiven der Industriesoziologie – Dialog der Generationen
am 29. und 30. April in München

1. Vorbemerkung:

Mein Statement befasst sich im Großen und Ganzen mit drei Thesen, die ich nacheinander abarbeiten will: Erstens: Industriesoziologie ist prinzipiell eine Überforderung. Zweitens: Zu den prinzipiell überfordernden Anforderungen kommen jeweils generationsspezifische Überforderungen hinzu. Drittens: Die Entwicklung einer individuellen Forschungsperspektive ist die Voraussetzung für den strategischen Umgang mit den (prinzipiellen und generationsspezifischen) Überforderungen der Industriesoziologie.

2. Industriesoziologie als allgemeine Überforderung

In meinen Augen ist Industriesoziologie eine individuelle Überforderung - und zwar prinzipiell. Das mag für wissenschaftliches Arbeiten generell gelten, hat für mich aber etwas mit dem speziellen – und eben überfordernden - Anspruch der Industriesoziologie zu tun. Industriesoziologie ist ihrem eigenen, oder wenigstens meinem, Anspruch nach darauf verpflichtet:

- ihren Forschungsgegenstand empirisch nach allen Regeln der wissenschaftlichen Kunst und möglichst umfassend zu untersuchen,
- die empirischen Befunde für sich genommen theoretisch zu interpretieren und zu erklären, darüber hinausgehend aber auch gesellschaftstheoretisch einzuordnen und auszudeuten
- und die Ergebnisse mittelbar oder unmittelbar „praktisch“ wirksam zu machen.

Das ist schon komplex genug, muß darüber hinaus aber auch noch in Auseinandersetzung mit einem Forschungsmarkt geschehen, der das so in der Regel gar nicht will und auch nicht fördert.

An diesem Anforderungsdreieck (kurz: Theorie – Empirie – Praxis) kann man scheitern – und muß man wahrscheinlich auch: Irgendwo fehlt es auch immer an theoretischer Kompetenz, historischer Sensibilität, empirischer Vollständigkeit, Darstellungs- oder Vermittlungskompetenz, Bezügen zur Praxis usw. Anders ausgedrückt: Industriesoziologinnen und –soziologen sind dann halt doch eher dem Theoretischen *oder* dem Empirischen *oder* dem Praktischen zugewandt, *oder* und in der Regel eben nicht *und*. Und nochmal anders ausgedrückt: Die Leuchttürme der Disziplin zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie es noch am ehesten geschafft haben, Theorie, Empirie und Praxis zumindest in ihrem Feld und mit ihrer individuellen Perspektive und zumindest ansatzweise zusammenzubringen.

Es gibt individuelle und disziplinaire Strategien des Umgangs mit der industriesoziologischen Überforderung:

Individuell kann man sich von vornherein von diesem Anspruch mehr oder weniger verabschieden und sich auf eine oder zwei der drei Anforderungen konzentrieren (z.B. auf Empirie und Praxis in Gestaltungs- oder Begleitforschungsprojekten) oder man kann Komplexität reduzieren, indem man sich z.B. auf eine Branche konzentriert und dies z.B. mit einer Leitsektorenthese begründet.

Bezogen auf die Disziplin als Ganzes gab es m.E. zwei wesentliche Strategien: Die eine besteht in einer Art interdisziplinären Arbeitsteilung – teils zwischen den universitären und den außeruniversitären Lehrstühlen, teils zwischen den Instituten, teils innerhalb der Institute zwischen verschiedenen Forschergruppen.

Die zweite disziplinäre Strategie - und die wichtigste, wie ich finde - ist die Entwicklung einer Analytik, mit der die komplexe industriesoziologische Forschungsperspektive gleichzeitig einlösbar und in der Komplexität reduziert wird.

Gemeint ist so etwas wie ein analytisches Basiskonzept der Industriesoziologie, dessen wichtigste Merkmale m.E. sind:

- Die Annahme einer Korrespondenz zwischen den verschiedenen Ebenen und Dimensionen der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit, also Ökonomie, institutionelle Regulierung, Betrieb, Arbeitsorganisation und Arbeitskräfteeinsatz, Technik, Qualifikation etc., bzw. den hier stattfinden Prozessen. Dabei wird Korrespon-

denz nicht einseitig ableitend, sondern als Korrespondenz wechselseitiger, aufeinanderbezogene (teil-)autonomer Prozesse begriffen.

- Die Annahme einer zentralen Ebene der Transformation des Allgemeinen ins Besondere und andersherum. Die Analyseeinheiten der Industriesoziologie, allen voran der Betrieb, kriegen so ihre spezifische doppelte analytische Funktion: Sie sind abstrakte Kategorien der gesellschaftlichen Entwicklung genauso wie sehr konkrete, empirisch untersuchbare Objekte. Nur so erscheint es überhaupt als plausibel, gesellschaftstheoretische Fragestellungen empirisch zu untersuchen und andersherum aus dem empirisch Besonderen gesellschaftstheoretische oder historische Schlüsse zu ziehen.
- Dieses analytische Konzept erlaubte in der Vergangenheit vertikale Interpretationsbezüge insbesondere zwischen der institutionellen und der gesellschaftlichen Ebene. Zugleich reduziert es Komplexität durch mehr oder weniger gut begründete Nichtbeachtung: je nachdem z.B. der Geschlechterverhältnisse, der Sozialpolitik, der Freizeit- und Konsumstile, der Einstellungen und Werte usw. usf. bzw. z.B. der außerbetrieblichen Arbeit und der nicht-betriebsförmig organisierten Arbeit.

Ein erstes Fazit: Der erfolgreiche Umgang der Industriesoziologie mit ihren eigenen, überfordernden Ansprüchen beruhte auf allem Möglichen, nicht zuletzt aber auch auf analytischen Konzepten, die zugleich Methodologie der Bearbeitung sehr anspruchsvoller gesellschaftstheoretischer Fragestellungen und Anleitung zum gezielten Weglassen und Nichtbeachten ist. Anders ausgedrückt: Der Erfolg der Industriesoziologie beruht darauf, daß ihre Analysekonzepte empirisch wie theoretisch Vermittlungskonzepte sind: Sie vermitteln zwischen Makro-, Meso- und Mikroebene, zwischen großer Theorie und industriesoziologischem Klein-Klein, zwischen dem Allgemeinen der historischen Entwicklung von Arbeit und dem jeweiligen Besonderen von Betrieben, Regionen, Arbeitskräftegruppen etc. Industriesoziologische Konzepte wie z.B. das Konzept der betrieblichen Strategie oder auch die „Produktionskonzepte“ sind aber eben immer auch Konzepte des mehr oder weniger heroischen Fokussierens, Weglassens, Reduzierens.

3. Industriesoziologie als generationenspezifische Überforderung

Ich komme jetzt zu meinem zweiten Punkt: Der generationsspezifischen Überforderung. Ich will gleich dazu sagen, daß ich mir damit bestimmt nicht anmaßen will, für „meine“ Generation zu sprechen, welche auch immer das dann wäre. Ich will damit nur zum Ausdruck bringen, daß ich a) glaube, daß jede Generation mit spezifischen Problemen konfrontiert ist und ich mir dann b) eben auch bewußt bin, daß meine ganz individuellen Probleme mit der Industriesoziologie möglicherweise eben doch nicht nur meine ganz individuellen sind.

Was macht also die generationenspezifische Überforderung aus, mit der ich uns konfrontiert sehen:

Erstmal natürlich das Festhalten am spezifischen industriesoziologischen Anspruch der gesellschaftstheoretischen Begründung und Deutung sowie Praxisrelevanz empirischer Forschung.

Zweitens – und hier wird es spezifischer: Wir sind mit einer institutionellen Krise der Disziplin konfrontiert, die die Förderstrukturen, die politische Landschaft, die Kooperationsbezüge ebenso betrifft, wie die Institute selbst, die in ihrem Inneren z.B. einschneidende demographische Veränderungen zu bewältigen haben. Die Bewältigung dieser institutionellen Krise ist eine zunehmende und vor allem zusätzliche Anforderung. Viele von uns müssen sich nicht nur um ihren eigenen Arbeitsplatz und ihre eigene Profilierung kümmern, sondern müssen sich auch mit institutspolitischen und professionsbezogenen Fragen rumschlagen und Akquisitionspotentiale entwickeln. Das entspricht durchaus meinem Selbstverständnis, ist aber eine zusätzliche An- und eben oft Überforderung

Drittens: Dabei kann sich kaum auf einen halbwegs stabilen und abgesicherten Orientierungsrahmen beziehen: Nach außen trifft man auf Miß-, oft auch Unverständnis; Nach innen erweist sich Industriesoziologie in der Forschungspraxis als äußerst vielgestaltig; Methodik und Analytik sind nicht systematisch ausgearbeitet und begründet; Und sowas wie ein analytisches Basiskonzept, das konkrete empirische Fragestellungen und die gesellschaftstheoretische Perspektive aufeinander beziehbar macht, scheint angesichts der permanenten Infragestellung von Arbeit und Betrieb sowie der Ausdifferenzierung und Heterogenität des Feldes auch kein fester Boden zu sein. Kurz: Von einem Industriesoziologen wird oft entweder etwas Anderes, gar nichts oder zu viel erwartet.

Viertens: Dazu kommt, daß man selber u.U. den industriesoziologischen Rahmen erweitern möchte. In meinem Fall, da ich in München studiert habe, bedeutet das z.B., daß ich nicht mit allen, aber einigen Thesen reflexiver Modernisierung durchaus etwas anfangen kann: Z.B. mit der Individualisierungsthese oder mit der These (wieder) zunehmender Risiken fortschreitender Modernisierung. Das macht Selbstverortung als Industriesoziologe nicht leichter – zumal solche „Erweiterungen“ von manchen Industriesoziologen geradezu bekämpft, bestenfalls aber ignoriert werden.

Auch hier ein Fazit: Ich verorte mich also selbst als Mitglied einer Disziplin, die institutionell in der Krise ist und als Orientierung vor allem Überforderung zu bieten hat. Das ist aber natürlich nur die eine Seite, denn gleichzeitig hat diese Disziplin eine Menge zu bieten: Das fängt bei eingeführten und renommierten Instituten und Lehrstühlen

und bei immerhin noch vorhandenen Förderstrukturen an und geht über vorhandene disziplinäre Strukturen (z.B. die Sektion der DGS) bis hin zu einer bei aller Diffusität doch spürbaren Identität und Perspektive, die die Industriesoziologie auch Jüngeren bietet. Und schließlich – und bestimmt nicht zuletzt – bedeuten institutionelle Krise, demographischer Übergang sowie ein schwach konturierter Orientierungsrahmen ja auch Gestaltungschancen, die sich ein paar Jahre vorher so vielleicht nicht eröffnet hätten.

4. Industriesoziologie als (meine) persönliche Perspektive

Damit bin ich meinem letzten Punkt: Nämlich meiner individuellen industriesoziologischen Perspektive. Dieser Frage ist nicht so leicht zu beantworten wie es erst scheint: Das hat zunächst mir dem Unterschied zwischen „einer Perspektive“ und „Fragestellungen“ zu tun. Fragestellungen interessieren mich viele und bearbeitete ich einige. Manche entspringen meinem eigenen Interesse, manche haben schlicht damit zu tun, daß es für deren Bearbeitung Geld gibt – oder zumindest geben könnte. Aber: Gibt es eine Perspektive gewissermaßen „hinter“ diesen Fragestellungen und ist das dann eine Industriesoziologische Perspektive?

Ich kann – und soll - hier jetzt nicht meine inhaltliche Perspektive vorstellen. Für einige nicht überraschend, würden darin Konzepte und Begriffe wie Entgrenzung, Vermarktlichung, Subjektivierung, aber z.B. eben auch Individualisierung auftauchen. Ich bin mir auch nicht so sicher, ob ich bereits so etwas wie eine Perspektive, die auch noch den selbst gesetzten Ansprüchen genügen würde, schlüssig formulieren könnte. In einem bin ich mir aber ganz sicher: Gerade angesichts der Überforderungen der Industriesoziologie ist die Auseinandersetzung mit der je individuellen industriesoziologischen Perspektive bzw. deren Erarbeitung unerlässlich: Nicht nur, weil dies ein entscheidendes Moment der Profilbildung für jeden einzelnen ist, sondern weil wir zum strategischen Umgang mit der Disziplin selbst, den gegenwärtigen Anforderungen des Forschungsmarktes und nicht zuletzt unseren eigenen Ressourcen gezwungen sind. Nur mit Hilfe einer individuellen Forschungsperspektive läßt sich überfordernde Komplexität auf „das (individuell) Wesentliche“ reduzieren und können individuelle Entscheidungen für oder gegen einzelne Fragestellungen, Akquisitionen, Projekte, evtl. auch Arbeitsplätze etc. gefällt werden. Und: Solche individuellen Forschungsperspektiven sind es, die in der Vergangenheit die Industriesoziologie zu dem gemacht hat, was sie war und über weite Strecken noch ist. Auch die Disziplin als solche lebt entscheidend von je individuellen (industriesoziologischen) Perspektiven, die im einzelnen unterschiedlich, aber nicht beliebig sein können: Als industriesoziologische Perspektive müssen sie ja von gleichermaßen gesellschaftlicher wie praktischer Relevanz, empirisch untersuch- und historisch deutbar sein.

Und nun quasi als Schlußwort noch eine Bemerkung zur selbstgesetzten Anforderung der „Praxiswirksamkeit“ sagen. Dazu gibt es viel zu sagen und das meiste würde sich in den bekannten Bahnen bewegen. Es ist also nur eine Zusatzbemerkung, aber eine, die mir wichtig ist: Das Verhältnis von Industriesoziologie und Praxis ist das eines forschenden und mehr oder weniger gestaltenden Subjekts und eines Objekts der Erforschung und Gestaltung. Das kann mit mehr oder weniger Einfühlungsvermögen oder Identifikation geschehen, aber traditionell bleibt der Forscher außen vor und kümmert sich um die Belange Anderer, vor allem derjenigen, die sich nicht selbst drum kümmern können. (es gibt selbstverständlich auch Ausnahmen). Das finde ich aller Ehren wert und bleibt ein zentraler Auftrag industriesoziologischer Forschung. Mit was ich zunehmend weniger anfangen kann, das ist die Trennung in ein privilegiertes Subjekt und ein zu „betreuendes“ Objekt. Subjekt und Objekt von veränderungsorientierter Forschung lassen sich nicht mehr so einfach trennen. Das hat die eine Konsequenz, daß die Erforschung des Arbeitslebens Anderer mir auch Hinweise auf mein eigenes Arbeitsleben gibt. Und die zweite Konsequenz, daß ich die dort ermittelten Probleme, aber auch Veränderungsansätze auch auf mich übertragen kann. Schärfer formuliert: Ich habe es satt, am Samstag nach einer 50 oder 60 Stunden-Woche mit anderen Forschern zusammen zu sitzen und nach Ansätzen zu suchen, wie die armen Nicht-Wissenschaftler dazu befähigt werden können, sich gegen zeitlich überfordernde Anforderungen zu wehren. Oder: Sich mit Arbeitsforschern über die Zunahme psychischer Belastungen und Beanspruchungen und ihrer Folgen zu unterhalten und so zu tun, wie wenn wir frei davon wären. Die Probleme mit moderner Arbeit auch auf sich selbst zu beziehen und etwaige Lösungsansätze auch an sich selbst auszuprobieren, das – finde ich – sind wir uns selbst, aber eben auch unseren „Objekten“ geradezu schuldig. Und man lernt dabei auch eine ganze Menge darüber, warum das alles so ist, was man individuell gestalten kann und wo die Grenzen sind.

Aber das ist vielleicht etwas generationenspezifisches – oder vielleicht auch nur was ganz persönliches.

Ende